

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Theinert, A.: Der letzte Akt

urn:nbn:de:bsz:31-62042

geleert war; auf hundert Meter war der Weg des Herrn Bäumle durch schlüpfrige Nässe gezeichnet. Geschüttelt vom Fieber, gleich einem Todkranken kam der Arme heim. Als bald verstaute ihn seine Barrett ins Bett, wo er sofort in einen tiefen, aber von schrecklichen Traumgebilden geplagten Schlaf versiel. Ein Heer von räubigen Hunden raste um ihn herum, ein Heer von Valen wälzte sich auf seiner Brust, wartend, bis er zum Schnarchen den Mund öffne, um hineinzukriechen in das Innere des Herrn Bäumle und dort sich an Leber, Herz und Lunge gütlich zu tun. Als er erwachte, kredenzte ihm sein besorgtes Weib einige Tassen starken, schwarzen Kaffees und dann wurde es ihm etwas besser. Am nächsten



Morgen tat er das feierliche Gelöbniß, niemals wieder Male zu essen. Und er hat es gehalten bis auf den heutigen Tag.

Der letzte Akt.

Von A. Theinert.

ie erwachte aus unruhigem Halbschlummer.

„Schneit's immer noch, Alfred?“ fragte sie.

Der Mann stand auf und schritt zum Fenster. Eine Weile schaute er hinaus in die stürmische Winternacht, dann kam er zurück und setzte sich wieder an das Bett der Kranken.

„Ja, Magda; das Wetter ist unverändert; Schnee fällt in dichten Flocken.“

Über das zarte, bleiche Gesicht des jungen Weibes huschte ein mattes Lächeln. Schwere blonde Flechten umrahmten den feinen Kopf; die tiefblauen Augen leuchteten in fieberischer Glut.

„Wie gut! — O wie gut!“ hauchte sie. „Morgen werden wir eingeschlossen sein von einer weißen Ede. — Abgeschieden von der Welt, ganz abgeschieden. — Nur du und ich. — Kein Diener, keine Zofe. Die Leute glauben ja, es spuke in dem alten Hause. — Ich habe nie etwas Gespenstiges gespürt. Hast du, Alfred? — Die Alte, die am Tage kommt, die Wirtschaft zu besorgen, nicht um einen Beutel voll Gold bliebe die hier über Nacht. — O wie habe ich mich gelehnt nach dieser Stille! — Du bist bei mir und bleibst bei mir bis zur Trennungsstunde. — Laß mich zur letzten Ruhe betten, Alfred, auf dem alten Friedhofe drunten im Dorfe unter der großen Linde.“

„O Magda, schweige! — Du wirst, du mußt gesund werden. — Morgen kommt der Doktor wieder.“

„Ach der Doktor! — Als ob ich's nicht am besten wüßte, wie's um mich steht!“

Sinnend starrte die Kranke ins Leere.

„Alfred,“ flüsterte sie nach einer Weile, „er ist uns immer auf den Fersen geblieben, der graue Wolf.“

„Rege dich nicht auf, Magda, verbanne diesen Gedanken.“

„Aber ich sehe ihn kommen! — Er kommt gewiß noch, mich dir zu nehmen, noch vor dem Todesengel.“

Der Mann stöhnte. „Ich lasse dich nicht! Mir gehörst du, nur mir!“

„Weiter, Alfred, das weißt du, weiter kann ich dir nicht folgen, hier ist unser letztes Asyl. — O mein einzig Geliebter, zwei Wochen haben wir Ruhe gehabt. — Wenn's doch so bleiben könnte bis zum Ende. — Vielleicht hat er unsere Spur verloren. — Ich will's hoffen, will mich nicht länger fürchten.“

Wild brausend fuhr der Sturm durch die Tannenswipfel draußen im Walde und schaurig heulend um die Ecken des einsamen Hauses. Erschöpft war das junge Weib in die Kissen zurückgesunken, und der Mann stand auf, die Fenstervorhänge dichter zusammenzuziehen. Wieder ins Zimmer zurückgetreten, schraubte er die Lampe tiefer und warf frische Scheiter in den Kamin. Zischend, prasselnd und funkenprühend fiefen die Flammen darüber her.

„Alfred,“ hauchte die Kranke, „komm und schiebe deinen Arm unter meinen Nacken. — O mir ist so wohl, wohler als je in dem Jahre, seit wir vereint sind.“

Eine Minute verharrte sie schweigend, dann fingen ihre Gedanken an zu wandern: „Weißt du, Alfred, er ist nicht immer der graue, grimmige Wolf gewesen; ernst, kalt und streng, das wohl, aber nie grausam. — Wir sind schuld daran, daß er ein Wolf geworden ist, wir, du und ich! — O mein Geliebter, wie ist's nur möglich, aber mir erscheint das vergangene Jahr wie ein beängstigender Traum, wie ein unheimliches Märchen, das ich irgendwo gelesen.“

„Ja, Magda ein Märchen, ein Wahn ist's, der dich umfangen hält, der in dem armen fiebernden Köpfschen spukt. Er wird sich verflüchtigen, wird dich nicht mehr quälen, wenn die Sonne scheint.“

„Glaubst du, Alfred? — Ach könnt' ich's doch auch! — Aber ich kann nicht. — Überallhin ist er uns gefolgt. — In Paris hat er im Hotel seine Karte für uns abgegeben; wir sollten's wissen, auch er sei da. Haben wir ihn nicht in Wien im Theater gesehen, in der Loge uns gegenüber? Ist er uns nicht zweimal begegnet in den Galerien von Florenz? Gegenwärtig, immer gegenwärtig, ein stummer, aber fürchterlicher Mahner, ein zum Sprunge ansehender Rächer.“

„Magda, Magda, laß das! Seit wir von München fort sind, haben wir von ihm nichts mehr gesehen oder gehört.“

Die junge Frau schloß die Augen und schlang die Arme um den Hals des über sie Gebeugten. „Gibt's denn kein Vergessen?“ hauchte sie. „Gehofft und gehofft habe ich, von der Vergangenheit frei zu werden, aber sie läßt mich nicht los, läßt mich keine Ruhe finden. — Und doch war's so schön, so beseligend, als wir uns gefunden hatten! — Weißt du noch, carissimo mio, wie wir hineinschauten in die Glut

der ins Meer tauchenden Sonne, und du mir zu rauntest: »Wollen wir ihm folgen, dem ewigen Lichte, hinausfliegen in die weite Welt, Dämmerung und Nacht hinter uns lassen?« Mein Mund sprach von dem angetrauten Garten, sprach von Pflichten, aber mein Herz jubelte dir entgegen; willig war ich, dir zu folgen bis ans Ende der Welt. Wie einer Offenbarung lauschte ich deinen Worten: »Die Liebe, die wahre, große Liebe bricht alle Fesseln, sie entschuldigt alles, sie verklärt alles.«

Die Stimme der Kranken wurde schwächer und schwächer, und in dem bleichen, von den Schwingen des Todesengels beschatteten Gesicht las der Mann nur zu deutlich, zu welchem Endziel seine Lehren geführt hatten. Ohnmächtig stand er jetzt dem unerbittlichen Fatum gegenüber.

„Schweige, Magda!“ rief er. „Du reißt dich auf.“ „Und wahr ist's ja gewesen,“ fuhr sie fort, „wahr, was du mir sagtest damals. Als wir davonflogen in der strahlenden Helle und wohnigen Wärme unserer jungen Liebe, da würde das volle, ganze Leben, von dem wir träumten, auch zur harmonischen Wirklichkeit geworden sein, wenn nicht — wenn“ — Schluchzend brach sie ab.

„Wenn nicht — wenn!“ wiederholte der Mann mit rauh klingender Stimme.

„Wenn nicht — wenn!“ heulte der Sturmwind vor dem Fenster.

Ein langes Schweigen trat ein, und als der Mann glaubte, die Kranke habe im Schlafe Ruhe und Vergessen gefunden, machte er sich sanft von ihrer Umarmung frei und stand auf.

Da schlug sie die Augen auf. „Du willst doch nicht fort, Alfred?“ rief sie ängstlich.

„Nur eine Minute, Magda. Ich habe vergessen, im Wohnzimmer unten die Lampe zu löschen, und die Haustüre ist noch nicht geschlossen.“

„O bleibe, Alfred, laß mich nicht allein!“ bat sie. Er setzte sich wieder und streichelte zärtlich den Scheitel der jungen Frau. „Bist du ruhiger jetzt, mein Liebling, fürchtest du dich nicht mehr?“ fragte er.

„Ja, ja, ruhig, ganz ruhig, — nur eine Frage noch. — Ich weiß ja, wie du darüber denkst, aber zu deiner Nirwana-Philosophie habe ich mich nie durchzuringen vermocht. Ich kann nicht glauben, daß mit dem Tode alles aufhört. — Und siehst du, mein Geliebter, wenn nun bald mein Leib in die Erde gesenkt sein wird, und dann doch ein Atom meines inneren Lebens, meiner Seele, von dem allumfassenden Weltgeist aufgenommen werden sollte — sage mir, Alfred, wird an diesem Atom kein Flecken haften?“

Sie richtete sich, auf den linken Ellbogen gestützt, halb in die Höhe und schaute ihm mit forschenden Augen ins Gesicht.

„Nein, tausendmal nein!“ rief er. „Wenn etwas von uns weiterlebt, Magda, dann kann es nur das Gute sein, das Reine.“

Erleichtert aufatmend sank sie in die Kissen zurück. „Das Gute, das Reine,“ lispelte sie. Die müden Lider senkten sich, die Erschöpfung brachte den Schlaf.

Stunden verrannen. Auch der Mann war eingeschlummert im Lehnstuhl, plötzlich aber erwachte er. Ein Blick auf das Gesicht der Kranken ließ ihn erkennen, daß hier keine Täuschung mehr möglich war. Das Ende nahte. Und er, er hatte diese zarte Blume geknickt. Dumpf aufstöhnend starrte er auf den Boden. Aber aus dem Leben sollte sie scheiden er sie bewachen; nichts Krauses, nichts Störendes durfte an sie herantreten.

Er erhob sich leise, zündete eine Kerze an, verließ, auf den Zehen schreitend, das Schlafzimmer und stieg die Treppe hinunter.

Unten angelangt, schloß er zuerst das Haus ab, dann wandte er sich der offenen Türe des Wohnzimmers zu. Die Lampe dort brannte hell, die Holzküche im Kamin glühten und verbreiteten Wärme bis in den Flur hinaus. Aber den Mann fröstelte; ihm war's, wie wenn eine unsichtbare Hand ihn gepackt hätte und festhielte.

„Bin ich denn ein Feigling geworden?“ murmelte er vor sich hin.

Da fiel sein Blick auf den großen Spiegel, und regungslos, wie versteinert, blieb er auf der Schwelle stehen.

Sekunden vergingen, bis er wieder soweit Herr über seine Nerven geworden war, daß er zum Tisch schreiten und den mitgebrachten Leuchter abstellen konnte.

Das, was der Spiegel ihm gezeigt hatte, war kein Trugbild der erhitzten Phantasie gewesen: dem Spiegel gegenüber saß in dem an der Türwand stehenden Lehnstuhle eine menschliche Gestalt, ein Mann. Sein Kopf war vornübergenickt, der Atem ging ruhig und regelmäßig, der müde Leib hatte sein Recht geltend gemacht und erhalten, der Mann war fest eingeschlafen. Der in die Höhe geschlagene Kragen des Reispelzes verbergte von der Seite her das Gesicht; aber als Alfred Tarnow den Schirm von der Lampe hob und das Licht voll auf den Schläfer fiel, da war kein Zweifel mehr möglich: der dort saß, das war er, war der verratene Gatte, war der graue Wolf.

Ein Chaos von Gefühlen wogte durch Tarnows Seele, und ein verzerrtes Lächeln zuckte um seine Lippen, als er den vor ihm Sitzenden anstarrte. Der hagere Körper, die harten Züge des verwitterten Gesichtes, die senkrechte tiefe Furche mitten auf der Stirn, der graugesprenkelte, verwilderte Bart, das alles musterte und kritisierte er mit unnatürlicher Ruhe ganz so, wie er es bei einem in gar keiner Beziehung zu ihm und zu Magda stehenden Fremdling hätte tun können.

Erst nach einer Weile kam er zum klaren Bewußtsein der Situation.

„Die Furcht vor ihm,“ leuchtete er, „die Furcht vor ihm ist's gewesen, was ihr Leben vergiftet hat! — Er, er hat sie gemordet! — Evers!“ zischte er dem Schlafenden ins Ohr, „Evers, du Bervolf, du Vampyr! Warum bist du gekommen?“

Der Wachgerufene sprang auf die Füße. Aug in Aug standen die beiden Männer einander gegenüber.

„Endlich!“

„Was willst du hier?“

Der graue Wolf lachte heiser und unheimlich.

„Warum ich gekommen bin? — Ich habe gemeint, ihr beiden hättet's doch gar so einsam. — Was ich will? — Euch Gesellschaft leisten in dieser Einsamkeit.“

Tarnow zuckte die Achseln und wandte sich nach der Tür. Der andere vertrat ihm den Weg.

„Schließe die Türe!“ herrschte Tarnow.

Evers tat's und schritt, tief aufatmend, an den mit verschränkten Armen vor dem Kamin stehenden einstigen Freund heran.

„Ich bin immer auf deiner Spur geblieben, Tarnow,“ knirschte er. „Meine Allgegenwart muß wie ein Alp auf dir gelastet, muß dir das Leben verbittert haben, und jetzt habe ich dich gestellt, jetzt will ich abrechnen mit dir.“ Er fuhr mit der Rechten in die Seitentasche des Pelzes, den Blick unverwandt auf den Gegner geheftet.

„Nein, Evers, jetzt wirst du nicht abrechnen mit mir!“

„Warum nicht? Was soll mich hindern?“ Die Stimme zitterte vor verhaltenem Grimm.

„Weil du dann über die letzten Augenblicke derjenigen wachen müßtest, die die Furcht vor dir an den Rand des Grabes gebracht hat,“ entgegnete Tarnow ruhig.

Dumpfes Stöhnen entrang sich der Brust des anderen. Ein metallisch glänzender Gegenstand entfiel seiner Hand und schlug schwer auf den Fußboden.

Ein paar Sekunden herrschte Grabesstille, dann gellte plötzlich ein markerschütternder Schrei durchs Haus.

„Heb das da auf,“ rief Tarnow, auf den Revolver deutend, „und warte hier!“ Er verließ das Zimmer und sprang die Treppe hinauf ans Bett der Kranken.

„O Alfred, warum hast du mich allein gelassen?“ klagte sie.

„Nur wenige Minuten bin ich unten gewesen, während du schliefst, aber jetzt weiche ich nicht mehr von deiner Seite. — Was hat dich erschreckt?“

„Ein Traum, Alfred, ein fürchterlicher Traum. — Es fängt an zu tagen, und du hast doch gesagt, mit dem Kommen der Sonne würde sie verschwinden.“

„Was, Magda?“

„Die Angst vor dem grauen Wolfe!“

Er preßte seine Lippen auf die ihren in einem langen Kuß. Das Ende war nahe für sie und für ihn, sehr nahe.

Die Vorstellungen der Kranken lenkten in eine andere Bahn.

„Nein! — nein! — nein! — Du darfst mich ihm nicht nehmen! — Hörst du, du darfst nicht! — Er hat ja nur mich, in der ganzen weiten Welt nur mich! — Er —“

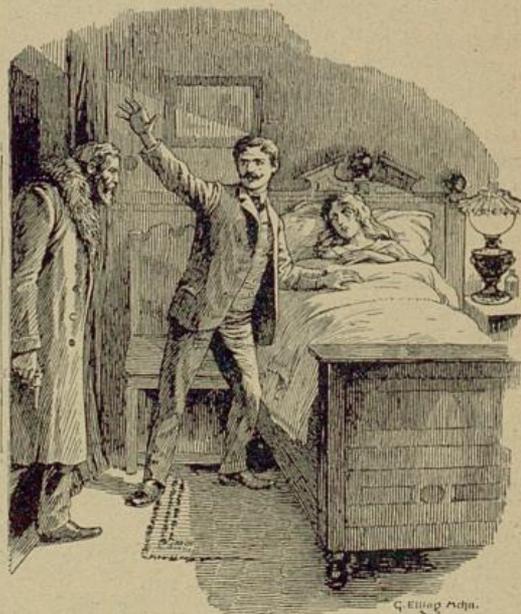
„Still, Magda, still!“

„Du kannst wieder hinaus ins helle Licht, du Kind der Sonne, du glänzender Falter. Aber er, er! — Für ihn, für die unscheinbare Motte, bleibt die Welt kalt und finster ohne mich. Er ist nicht stark und schön wie du, aber ich darf ihn nicht ver-

lassen. — Ich kann nicht! — Ich will nicht! — Und doch —“

Ihre Augen waren geschlossen, der Gegenwart war sie entrückt; den schweren seelischen Kampf der Vergangenheit kämpfte sie noch einmal durch im Fieberdelirium.

Er stöhnte und wandte sich ab, und sein Blick begegnete dem des Mannes, den er betrogen, dem



„Der graue Wolf!“ schrie sie.

er das Weib geraubt hatte: Evers stand im offenen Türrahmen.

Die Sterbende schlug die Augen auf, und ihr Oberkörper schnellte in die Höhe.

„Der graue Wolf!“ schrie sie. „O mein Gott, der graue Wolf!“

Der Blick wurde starr, die leichte Gestalt sank in die Kissen zurück, die Hände krampften sich in die Bettdecke.

„Magda!“ riefen zwei Stimmen gleichzeitig; aber beide Männer wußten, daß keine Antwort mehr kommen konnte, daß der bleiche Mund sich geschlossen hatte für ewig.

„Mein ist sie gewesen, mein bis zur letzten Stunde!“ kam's in wildem Trotz über Tarnows Lippen. „Jetzt tu mit mir, was du willst!“

Der andere hob mechanisch den Revolver. Sein Gesicht war so wachsbleich, wie das seines toten Weibes.

Er ließ die Waffe wieder sinken und trat ans Bett. Eine Weile starrte er stumm auf die Gestorbene, dann beugte er sich über sie, hauchte einen Kuß auf die Stirn und wandte sich Tarnow zu.

„Dein Wert!“ sagte er mit gedämpfter Stimme. „Ich habe gelechzt nach deinem Herzblut, aber der Durst quält mich nicht mehr. Das Bild hier wird dir vor-schweben, wird dich begleiten auf allen deinen Wegen.“

Er kehrte dem andern den Rücken, seine Tritte hallten durch das stille Haus, die Haustüre fiel ins Schloß, Alfred Tarnow blieb allein zurück am Totenbett.

Michel, der Filtz.

Der Berghofmichel war ein Bauer seines Zeichens und daneben ein Filtz, wie es in seinem Dorf und zehn Stunden in der Runde seinesgleichen nicht mehr gab. Er zählte die Kaffeebohnen, welche die Bäuerin brauchte, die Knöpfle, welche die Diensthofen aßen; er gab ihnen Kunstwein und den schlechtesten Treberschnaps zum „Küni“ und mischte diesen noch mit Wasser, und gar vor dem Geldausgeben da zitterte er, wie ein Rekrut vor dem ersten Gefecht.

So sparte er denn an allen Ecken und Enden, und es kümmerte ihn nicht, wenn die Ziegel vom Dache fielen, der Wind durch die zerschlagenen Fensterscheiben blies, der Gartenhag zerrissen am Boden lag und die Schweineställe Mördergruben glichen, — wenn nur die Taler in seinem Geldtröglein sich mehreten!

Gleich bei Übernahme des Hofes nach des Vaters Tod hatte er alles „Unnötige“, wie er sagte, entfernt, hier abgebrochen, dort gestutzt, und der nackte Geiz regierte nun den Hof.

Und als er so „geordnet“ und gelichtet hatte, stellte er sich hin, überfah sein Werk und siehe, es war sehr gut, nach seiner Meinung nämlich. Frau und Diensthofen dachten anders, und die letztern konnten an Weihnachten um kein Teil der Welt zum Daubleiben bewogen werden. Es sei ihnen zu kalt und zu schuderig auf dem Berghofe und das Essen bekomme einem auch nicht, wenn der Bauer einem immer in den Mund schaue und die Kartoffeln zähle, die man esse.

Es gibt wieder andere, dachte der Bergmichel, ließ sie ziehen und blieb der Alte, zu seines Weibes Kreuz und Plage, oder wurde noch ärger.

So kam er auch eines Tages dazu, als die Bäuerin dem Bleß, dem vieljährigen treuen Hüter des Hauses, sein Mittagsmahl brachte, und erschraf nicht wenig ob der großen Portion, die der Hund verzehrte. „Es sei eine Sünde und eine Schande,“ sagte er, „was das Tier fresse, man könnte gut eine Sau damit mästen. Du gibst ihm z'viel, Madlen.“

„Ich kann so ein armes Tier, das den ganzen Tag an der Kett' liegen muß,“ sagte diese, „nicht auch noch Hunger leiden lassen. Das bring' ich jetzt nicht übers Herz, das mag eine andre tun.“

„Nun ja, das weiß ich schon, daß du mich um Hab und Gut bringst mit deiner einfältigen Weichmütigkeit. Aber wie g'sagt: mit dem Hundefutter könnt' man eine Sau mästen von achtzig bis neunzig Mark Wert, und die Hundesteuer, wenn man die nicht bezahlen müßt, — sappermost — das gibt jährlich hundert Mark und drüber. Der Hund muß fort, der Kreuzbauer hat ihn schon lang kaufen wollen.“

„Ja,“ meinte die Bäuerin, „der Hund zieht aus und die Schelmen dann ein. Was fällt auch dir ein, Michel? Kam man auch ohne Hund existieren auf solch einschichtigem Hof, wie der unsere ist? Da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher! Daß du mich nicht an irgendeinen Juden verkaufen willst, ist jetzt noch alles, was fehlt.“

„Na, vertauschen an eine G'schicktere, die mir besser auf die Sach' sehen tät, möcht' ich dich schon. Aber es will dich eben niemand, leider Gottes, und so muß ich dich behalten. Aber der Hund kommt fort, sobald ich mich im Bellen eingeübt hab'. Denn daß du's nur weißt: ich mach' jetzt den Hund. Das Bellen ist bald g'lernt, und kann ich's, dann wird kein Mensch inne werden, daß wir keinen Hund mehr haben. Ja, bellen will ich morgens und abends, daß es den Spitzbuben durch Mart und Bein geht.“

„Heiliger Gott,“ sagte die Bäuerin, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, „heiliger Gott, wo führt auch der Geiz hin? Er kann sogar den Menschen zum Hund machen!“

„Und die Dummheit und Liederlichkeit, wie man sie bei dir siehst, macht den Menschen zum Lumpen. Wär' ich, wie du, wir könnten bald mit dem Betteljack rumlaufen. Aber genug davon; der Hund wird verkauft und damit basta!“

Und damit er des treuen Tieres sich ja recht bald entledigen konnte, nahm der Filtzmichel von nun an täglich Lektionen beim Bleß in der edlen „Bellkunst“. Und er hatte Talent, der Filtzmichel. Schon nach Verlauf von vierzehn Tagen tat er es dem Bleß, seinem Lehrmeister, völlig gleich, ja er überbot ihn noch, was Kraft der Stimme anlangte. Er machte seine Sache so gut, daß selbst seine Diensthofen sein und des Hundes Gebell nicht zu unterscheiden vermochten, und Bartel, der Oberknecht, meinte sogar boshaft, am Meister sei wirklich ein Hund verloren gegangen.

Der Bleß wurde also überflüssig und wanderte zum Kreuzbauer. Der Filtzmichel aber ersreute seine Leute (sie hatten wirklich eine Freude daran) mit seinem Gebell; morgens, mittags, abends, ja mitten in der Nacht konnte man den neuen Hund hören. Und ließ sich ein Bettler blicken, dann huschte der Filtzmichel in den Futtergang und machte seine Sache so gut, daß der Arme gerne den Rückweg antrat.

Einsmal aber, es war Sonntag vormittag und der Filtzmichel und seine Bäuerin, da die „Völcher“ sich zur Kirche begeben hatten, allein daheim, — also jetzt kamen zwei, die sich durch das Bellen des Bauern nicht einschüchtern ließen. Vielmehr sagte der eine zum andern: „Sepp, erst müssen wir die Bestie von einem Hund zur Ruhe bringen, wenn wir nicht erwünscht werden wollen beim »Geschäft«. Schau mal nach, wo das Tier steckt, im Notfall stoßen wir ihn das Messer in den Leib.“

„Er muß im Futtergang sein,“ sagte dieser, „wenigstens hör' ich ihn drinnen bellen,“ und damit stieß er die Türe zu dem bezeichneten Raume auf und stand, ein großes, breites Messer in der Hand, vor